

vollendeten Körperformen überreif; mit dreißig Jahren ist die Araberin Matrone.

Die dritte im Bunde ist Zohra, die Greisin. Sie kauert verfallen auf der letzten Stufe. Sie hat genug gesehen von der Welt und begnügt sich deshalb, diese mit einem Auge zu betrachten, das andere hat sie auf ewig zugetan. Niemand weiß, wie alt Zohra ist, vielleicht sechzig, vielleicht siebzig Jahre. Ihr bleichendes Haar ist brennend rot, mit Henna gefärbt. Wie die kleinen Jungens vom Markte trägt die Hetäre als Ohrring eine alte, rostige Sicherheitsnadel. Tausend Falten mögen ihrer Stirne unter der Maske der Schminke eingegraben sein, die Maske ist frisch und glatt wie ein Rosenblatt. Aber die eingebrannten Zeichen des Frühlings sind auf der eingestürzten Brust verblaßt, und ihre Haut, härter als Leder, ist grauer als Asphalt und zermürbt wie eine Straße, über die Generationen schreiten. Die Alte ist in einfaches Weiß gehüllt. Zohra darf die Frauengasse unverschleiert verlassen, um auf den Markt zu gehen. Sie harrt nicht mehr auf Männer, aber sie folgt ihnen oft schweigend in den Gassen; befragt, spricht sie dem Fremden traurig von jüngeren Mädchen. „Zohra, Zohra,“ ruft Manubia, „mach uns den Tee.“

Jedes Freudenmädchen hat einen angetrauten Gatten. Für ihn arbeitet es, damit er, der Reine, sich im Gebete Allah weihen kann und seinem Propheten, ferne in der Moschee. Manchmal mag sich der Gatte wohl verlieren in die Frauengassen und draußen, vor den vergitterten Fenstern, seines Weibes harren, bis der andere, der Gast, das Haus verläßt; dann öffnet sich auch dem eigenen Gatten die Türe. Araber sind Brüder in der Frauengasse, niemals aber gewährt sich das tunesische Weib einem Christen. Täglich kommt der Heilige zu den Hetären. Alt ist er und gebrechlich; sein silberweißer Bart verfängt sich in den müden Pilgerschritt. Als Mekka-Waller trägt der Greis den grünen Turban, den Purpurmantel als Marabut. Mit allen Mädchen schäkert der Heilige, alle Türen erschließen sich ihm; ist es doch höchste Pflicht des Mädchens, dem Heiligen zu dienen. Beim Abschiede schenken sie ihm noch ein großes Stück Brot. So dienen diese Frauen ja auch ihrem Gatten, den sie durch ihr Gewerbe erhalten. Im Harem welken sie nicht später als in den Gassen. Noch siebzigjährig sind sie Berufsgreisinnen der Lust. In ihrer Kammer brennt die matte Oelfunzel beim aschgrauen Bett, darüber, an der kahlen, tiefvioletten Wand, hängt in der Mauernische jeden Tag eine einzige, frische Nelke. Wer könnte die Poesie dieser Gassen beschreiben, welcher Meister vermöchte sie zu malen, Renoir, Manet? Die starken Kulisseneffekte dieser Frauengassen stellen die kühnsten Versuche der Reinhardtschen Bühne in Schatten. Venedigs Pracht selbst ist nur noch ein fahler Abglanz orientalischer Kultur. Hier lebt das Märchen ewig im wunderbar nüchternen Alltage des Orientes. Das Unwahrscheinliche wird augenblicklich möglich, Unerwartetes plötzlich Ereignis. Scheherazadens Erzählungen leben fort in tunesischen Gassen. Die farbigen Weiber träumen wachend auf den Stufen der Häuser und hinter den Gittern, abends im Ampelscheine, steif im verschollenen Brokate, wie Priesterinnen. Langsam erlöschen die Feuer, dann kommt aus dem östlichen Tore der Tag.

Vielverzweigt erstreckt sich das Labyrinth des vielköpfig-brünstigen Stieres über das alte Tunis, umschließt tausend gefangene Jungfrauen, Prinzessinnen